

Peter Lehmann über „KommRum – der andere Alltag mit Verrückten“

„Ich bleibe von Lugers Buch enttäuscht“

Hans Luger: „KommRum – Der andere Alltag mit Verrückten“, Psychiatrie-Verlag Bonn 1989, kartoniert, 264 Seiten, DM 24,80.

Der Psychologe Hans Luger legt ein Buch vor über das KommRum – genauer gesagt: über einen Teilbereich dieser Institution, die KommRum-Cafeteria. Das KommRum ist ein unabhängiges Therapie- und Kommunikationszentrum in Westberlin, existiert seit 10 Jahren und erhebt den Anspruch, der Psychiatrie den Nachschub abzugraben und die Alternativen selbst in die Hand zu nehmen. Beobachtungsstandpunkt des Autors ist die Cafeteria, der Ort, wo Ver-rückte und Normale einfach mal 'rumkommen – so der Klappentext zum Buch. Hier arbeitet der Autor als Therapeut, schenkt Kaffee aus, serviert Kuchen, führt Gespräche, beobachtet, organisiert Arbeitskreise.

Luger, so schreibt er, ist fast süchtig nach seiner Arbeit; er brauche die Ver-rückten, um seine sonstige Zurückhaltung zu überwinden. Gleichzeitig will er zum Stimmungsaufheller und Animator werden, indem er sich bei allen BesucherInnen einen Spruch einfallen läßt, um – ganz Therapeut – das Gefühl zu geben, sie seien wahrgenommen und willkommen.

Beeindruckt zeigt sich Luger von der „abgrundtiefen Verletzlichkeit“ der Psychiatrie-betroffenen KommRum-Gäste. Diese Verletzlichkeit ist ein immer wiederkehrendes Motiv des Buches; gelegentlich macht sich der Autor Gedanken, daß er, stress- oder sonstwie bedingt, die Gäste gekränkt haben könnte – beileibe keine Selbstverständlichkeit für Psychologen, somit hoch anzurechnen.

Die Irren-Offensive, die bald nach ihrer Gründung das KommRum verließ, taucht in Lugers Buch häufig auf: In der Theorie nennt er sie eines der wenig gelungenen Modelle, übernimmt mit dem – das Aktive im ver-rückten Veränderungsprozeß ausdrückenden – Begriff der „Ver-rücktheit“ Gedankengut und Schreibweise der Irren-Offensive. *Symptome* sind somit für Luger nicht mehr Krankheitszeichen, die es wegzumachen gilt, sondern prinzipiell verstehbare Lebensäußerungen. Auch hierfür soll der Autor ausdrücklich gelobt werden.

Seine Begeisterung für die Irren-Offensive hindert ihn allerdings nicht, die schönen, mystifizierenden Ausdrücke für die Psychiatrie kritik-

los weiterzubeneutzen: Mit dem *Krankenhaus* und gar der *Klinik, die mit der Verheißung locke, aufgehoben zu sein und passiv sein zu dürfen*, sowie mit den *Medikamenten*, die man brauchen kann (wie der Diabetiker sein Insulin?), reproduziert Luger das Trugbild der wissenschaftlich und im Dienst von Kranken arbeitenden psychiatrischen Einrichtung. Von der konkreten Zusammenarbeit mit selbstbewußten Psychiatrie-Überlebenden hält er auch nicht viel, was immer wieder deutlich wird.

Dies betrifft insbesondere die Psychopharmaka-Frage: In Lugers KommRum ist mangels ausreichender Kenntnis zu diesem – für Psychiatrie-Betroffene existenziellen – Problem keine Hilfe zu erwarten. Obwohl dem Autor bekannt sein dürfte, daß in der Irren-Offensive seit Jahren qualifizierte Beratung zu allen psychiatrischen Psychopharmaka geleistet wird, schreibt er über sein Angebot an den KommRum-Gast: „Solange bei uns die Idee einer eigenen qualifizierten Psychopharmakaberatung noch nicht verwirklicht ist, muß er/sie sich diese Auskünfte bei Ärzt(inn)en besorgen.“ Am Beispiel von Marion, von ihm „Schneewittchen“ genannt, wird deutlich, welche katastrophale Fehleinschätzung sich Betroffene gefallen lassen müssen, wenn sich Psychologen permanent weigern, sich mit den Auswirkungen psychiatrischer *Medikamente* vertraut zu machen. Marion hat die unter Neuroleptika üblichen Versagensängste, döst – offenbar ebenso Folge des Neuroleptika-bedingten *künstlichen Winterschlafs* – sogar während therapeutischer Sitzungen ein. Luger sieht sich in seinem therapeutischen Ehrgeiz gekränkt; doch anstelle unter Rückgriff auf die Brüder Grimm die Frau als „Schneewittchen“ einzuordnen, wäre es angebrachter, sich endlich über die Wirkungsweise der psychiatrisch verordneten modernen „Chemischen Knebel“ zu informieren. Positiv: Lugers Bereitschaft, überhaupt das Thema *Psychiatrische Psychopharmaka* zu erwähnen.

Wenig Einfühlungsvermögen zeigt Luger, wenn er vertrauliche Informationen über Cafeteria-Gäste und Therapie-KlientInnen benutzt, um sein Buch interessant zu machen. „Treten Sie bitte näher!“ beendet Luger sein Vorwort an die LeserInnen, und führt im folgenden einzelne Cafeteria-BesucherInnen

seitenlang gesondert vor: Schlimmstes Beispielspiel: Wilfried. Luger hat zwar kein Einverständnis zur Veröffentlichung; dennoch referiert er 15 Seiten lang über diesen Gast, noch dazu, wo er (Luger) dies als „ziemlich brutalen Angriff“ erkennt und doch so stark vom Gedanken an Verletzlichkeiten eingenommen war.

8 Seiten lesen wir über Hugo, obwohl dieser Mann nach Lesen des Lugerschen Manuskripts entgegnet: „Mit jemandem, der mit ihm so wie mit Tieren im Zoo umgehe, rede er kein Wort mehr.“ Im Buch, wo sich Hugo nicht mehr wehren kann, rechtfertigt sich Luger mit der ominösen Begründung, am Bild seiner Cafeteria würde etwas Entscheidendes fehlen ohne solche Fall-Geschichten: „Die darin porträtiert sind, nahmen manche Schmerzen in Kauf, die ich ihnen mit dem Text über sie zumutete. Dafür bekamen sie das Gefühl, von mir ernst genommen zu werden, und die Anerkennung, viel Platz in meiner Aufmerksamkeit und in der Beschreibung des Lebens im KommRum einzunehmen.“ Hier scheint mir jeder Kommentar überflüssig.

Es tut mit richtiggehend leid, daß es mir angesichts dieser kapitalen Kritikpunkte einfach nicht gelingen will, die guten Seiten des Buches, die ich mir schon mehrmals von einer befreundeten Psychologin habe erklären lassen, besser herauszustellen. Jedes Mal, wenn ich sie zu Papier bringen will, sind sie mir vollkommen entflochten. Deshalb: wer mehr Positives über das Buch hören will, ist gebeten, eine der vielen begeisterten Rezensionen nachzulesen, wie sie der tendenziöse Eigenverlag der *Deutschen Gesellschaft für Sozialpsychiatrie* andernorts stereotyp erhält.

Ich bleibe nun mal von Lugers Buch enttäuscht und wünsche mir, daß das Buch – von Lugers KollegInnen und KlientInnen überarbeitet – in vertretbarer Weise neu erscheint. Vielleicht sind es dann (z. B.) nicht mehr ausschließlich die Pubertäts geschichten und Beziehungskisten der KommRum-BesucherInnen, die wir vorgeführt bekommen, sondern auch diejenigen des Autors. Vielleicht erfährt dann das langweilige und überholte Subjekt-Objekt-Verhältnis wenigstens im Ansatz eine qualitative Veränderung.

Peter Lehmann